

Bilanz nach 38 Jahren

Von heute aus zurückblickend denke ich, dass 2007 das Jahr gewesen ist, in dem eine sehr skeptische Einschätzung der Institutsentwicklung bei mir und einigen, mit denen ich eng zusammengearbeitet oder jedenfalls intensiv kommuniziert habe, dazu führte, dass wir uns in einer Phase erlebten, in der wir uns unter massiven Druck gesetzt sahen, vielleicht auch selbst setzten und dabei z.T. bemerkenswert widersprüchliche Einschätzungen formulierten.

- Damals gab es z.B. im Forschungsbereich 4 durchaus Gründe, den aktuellen Ertrag unserer wissenschaftlichen Arbeit positiv zu bewerten, aber es häuften sich auch die Gelegenheiten, bei denen ich entweder gedrängt wurde, noch mehr zu arbeiten oder auch Kritik erfuhr, dass ich auf dezente Hinweise, mich etwa an dieser oder jener Akquisition doch zu beteiligen, nicht reagiert hätte. Mithin: obwohl es gerade innerhalb meiner primären Forschergruppe endlich wieder etwas besser lief, bewegten uns dort doch auch viele Unsicherheiten. Vor allem unsere latente Arbeitsüberlastung, Kollegen aus anderen Forschungsbereichen sprachen auch schon mal von „Selbstaussbeutung“, machte sich hier meines Erachtens bemerkbar.
- Zugleich häuften sich aber auch Situationen in denen andere langjährige externe Kooperationspartner meinten, mit der Schließung von Instituten, der nicht Wiederbesetzung von Lehrstühlen bzw. dem Einstellen sozialwissenschaftlicher Studiengänge an bestimmten Universitäten ende eine längere Phase eines bestimmten Typus sozialwissenschaftlicher Forschung, für die sie gestanden hätten. Gleichzeitig ließ sich aber auch die beachtlich dynamische Entwicklung der Forschergruppe um K. Dörre in Jena beobachten. Es kam aber eben auch vor – z. B. im Rahmen des Hattinger Kreises -, dass einzelne Kollegen aus anderen Einrichtungen mich da fragten, welche Perspektiven ich persönlich denn noch vor Augen hätte.
- Die ersten Kollegen aus meiner Generation schieden an der sfs aus. Veranstaltungen, zu denen Zwischenbilanzen oder Rückblicke anstanden, begannen sich zu häufen. Und manche dieser Diskussionen schienen mir zu nostalgisch eingefärbt. Aber das mag auch mein persönliches Problem sein. Ich neige oft zu sehr ausgeprägter Unzufriedenheit und Selbstkritik.
- Wieder andere, jüngere, Kollegen signalisierten mir damals, sie seien froh, eine Entscheidung getroffen zu haben, die sfs zu verlassen – u.a. mit den bemerkenswerten Begründungen (1) statt weder richtig zu forschen noch richtig zu beraten, wollten sie nun wenigstens richtig beraten, oder (2) Jetzt fühlten sie sich endlich nicht mehr überfordert und demnächst wollten sie in Verbindung mit ihrer neuen Tätigkeit ihre Arbeit so organisieren, dass sie mit einer Promotion beginnen könnten. Die Chancen, an der sfs als nunmehr zentraler

wissenschaftlicher Einrichtung der Universität Dortmund entsprechend den alten arbeitsforscherischen Perspektiven und zugleich mit Aussicht auf Anerkennung oder gar Karriere entsprechend arbeiten zu können, schätzten sie jedenfalls eher schlecht ein.

All das waren aus meiner Sicht Symptome dafür, dass wir an der sfs unter einem sehr stark gewachsenen Druck arbeiteten und all das machte mich damals sehr nachdenklich:

- Unsere seinerzeit schon mehr als drei Jahre zurückliegenden Forschungsdiskussion am Institut hatte nach meinem Eindruck zu „festgestellten“ Ergebnissen geführt, aber nicht zu weiteren produktiven Auseinandersetzungen – und das angesichts zunehmend dramatischer gesellschaftlicher Entwicklungen.
- Junge Kollegen verließen das Institut. Das Ausscheiden einer größeren Zahl älterer, zu denen ich auch gehören würde, zeichnete sich ab. Die persönlichen Bilanzen, die 2006 und 2007 von einigen Kollegen gezogen wurden, empfand ich eher als Zwiespältig.

Ich habe damals über meine eigene Bilanz intensiver nachgedacht, war vor allem darum bemüht, meine persönlichen Forschungsstränge gemeinsam mit einigen Kollegen zu sichern und zu verstetigen, wurde in Bezug auf die Entwicklungsperspektiven des Instituts skeptischer und tat, was ich seit langem immer wieder tue: Ich hielt meine Lageeinschätzungen schriftlich fest, um meine Interpretation von Entwicklungen, mit denen meine eigene Praxis eng verschränkt war, so für mich kontrollierbar zu halten. Was ich damals aufgeschrieben habe, kann ich heute nahezu unverändert so mitteilen.¹

Ich bewege mich inzwischen seit 40 (damals 36) Jahren ununterbrochen in Arbeitszusammenhängen, die mit der sfs seit ihrer Neugründung 1972 zu tun haben und denke, dass ich immer mit hoher intrinsischer Motivation viel gearbeitet habe, was nicht heißen muss, dass das immer effizient war. Ich habe z.B. in meinen ersten 6 Jahren an der sfs fast nur graue Literatur vorzuweisen. Ich habe erst nach 15 Jahren an der sfs meine Promotion geschrieben, mich zwei, drei Jahre danach sehr bewußt entschieden, an der sfs zu bleiben, war Koordinator und langjähriges FR-Mitglied, habe dann sehr spät noch einen wenig erfolgreichen Versuch unternommen, mich zu habilitieren, aber immerhin im letzten Jahrzehnt meiner wissenschaftlichen Arbeiten meine besten und erfolgreichsten Veröffentlichungen vorzuweisen. Im Blick auf die Funktionsmechanismen des Wissenschaftssystems ist eine „Wissenschaftlerkarriere“ wie meine atypisch, um das Mindeste zu sagen. Eigentlich ist es gar keine Karriere.

¹ Der Text stammt aus dem September 2007. Abgesehen von kleineren redaktionellen Änderungen im April 2008 und November 2009 – es macht Sinn, eigene Texte mit etwas Abstand erneut zu lesen, ehe man sie „abschließt“ – habe ich ihn, abgesehen von dieser Fußnote, im Wesentlichen unverändert gelassen.

Bezogen auf einen externen Kollegen, der m.E. hervorragende wissenschaftliche Arbeiten vorweisen kann, aber nie Professor geworden ist, hat vor einiger Zeit ein Anderer, den ich durchaus schätze und der sich gerade habilitiert hatte, gefragt: ‚Warum ist aus dem eigentlich nichts geworden?‘ Im Sinne der Maßstäbe, die hinter dieser Frage zu erkennen sind, ist aus mir auch nichts geworden. Aber, die muss man ja nicht teilen und ich denke, im Grundsatz habe ich Glück gehabt,

- zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort in eine Arbeit einsteigen zu können, die mich zugleich gefesselt und gut ernährt hat,
- kontinuierlich an bestimmten, mir wichtigen Arbeitssträngen gearbeitet und dabei doch so einiges Forschungswissen akkumuliert und hin und wieder weitergegeben zu haben,
- dabei vielleicht doch einiges Wissen (mit)produziert zu haben, das vielleicht ja doch weiterwirkt,
- nach ein paar für die außerwissenschaftliche Praxis hoffentlich nützlichen Produkten vielleicht noch an einigen weiteren arbeiten zu können
- und vor allem auch einige Kooperationen weiter pflegen und entwickeln zu können.

Und für die Geisteswissenschaften, zu denen ich mich ja auch ein wenig rechne, ist es schließlich charakteristisch, dass bedeutende Wissenschaftler ihre wichtigsten Arbeiten erst in späten Jahren geschrieben haben. Ich darf also immer noch hoffen.

Die zentralen Bezugspunkte meiner wissenschaftlichen Arbeit als Forscher, Bildungsarbeiter (Lehrer) und gelegentlich auch als Berater waren und blieben über alle Jahre Gewerkschaften, Mitbestimmung, Arbeitspolitik, Zukunft der Arbeit, Grundlagenprobleme anwendungsorientierter Forschung. Die wissenschaftliche Fundierung meiner Arbeit habe ich mir allerdings von Jahrzehnt zu Jahrzehnt neu erarbeiten müssen – sie war also nie sicher, bedurfte der beständigen Überprüfung und Neufundierung.

- Die Erfahrung des wissenschaftlichen, also der Suche nach wissenschaftlich fundierten Wahrheiten verpflichteten, Nachlaufens gegenüber immer neuen Herausforderungen der Lebenspraxis ist so eine der wichtigsten Einsichten, die ich als ein Sozialwissenschaftler gewonnen habe. Wohlgermerkt als Wissenschaftler, der doch immer darauf aus war, wissenschaftlich anwendungsorientiert also mit Nutzen und möglichst auch mit Konsequenzen für diese außerwissenschaftliche Praxis zu arbeiten und für den Resonanzen von dort deshalb immer der wichtigste Indikator für den, meist recht begrenzten, Erfolg seiner Arbeit waren.
- Eine zweite wichtige Erfahrung, das kann man vielleicht auch sagen, war die, dass dieses Nachlaufen immer dann am aussichtsreichsten war, wenn man es multidisziplinär anging. Für mich selbst kann ich vielleicht sagen, dass ich am ehesten Politikwissenschaftler bin, das aber mit einem starken soziologischen

Standbein, mit erheblichen philosophischen Interessen und auch noch mit einem eher literarischen Zugang zur Wirklichkeit, von der Christa Wolf in einer der Vorlesungen zu ihrem „Kassandra-Projekt“ meint, er sichere jedenfalls den unverstelltesten Zugang zur Wirklichkeit.

Wollte man Phasen meiner professionellen Arbeit als Politologe und Soziologe an der sfs voneinander abgrenzen, könnte man grob sagen:

- (1) Im ersten Jahrzehnt bin ich als strukturaler Marxist der Arbeiterklasse angesichts vermeintlich wiederaufbrechender Klassenkämpfe hinterhergelaufen. Es ging um gewerkschaftliche Streiks, die Konstituierung neuer Kader, die Frage nach Perspektiven einer Transformation der gesellschaftlichen Verhältnisse im Verständnis älterer, strukturaler marxistischer Konzepte. Empirisch habe ich dabei mit den Kollegen meiner „primären Forschungsgruppe“ an innovativen phänomenologisch geleiteten Konfliktanalysen gearbeitet und deren Ergebnisse an die Praxis rückgekoppelt. Mit den weitergehenden theoretischen Ansprüchen haben wir es damals wissenschaftlich nicht ganz so ernst genommen, und mit unseren Ergebnissen lagen wir letztlich haarscharf neben der sozialen Wirklichkeit: Die Klassenkämpfe brachen hierzulande nicht so auf, wie wir hofften. Arbeitspolitische Gestaltung war angesagt und wurde in den folgenden Jahren immer schwieriger.
- (2) Im Zweiten Jahrzehnt habe ich zusammen mit Anderen um Anschlussfähigkeit meiner Empirie an die theoretischen Diskurse der Zeit gearbeitet. Systemtheorie, Theorie des kommunikativen Handelns, Institutionentheorie, phänomenologische Ansätze waren dabei vor allem wichtig. Der Fokus meines empirischen Interesses verlagerte sich von Streiks auf Beteiligung und Mitbestimmung. Theoretisch zielten die Bemühungen nun eher auf Fragen eines „stabilen institutionellen Wandels“ und eine „arbeitspolitische Erweiterung gewerkschaftlicher Interessenvertretung“. Es ging nun vor allem um Gestaltung im Kontext von deren institutionellem Grundlagen. Außerdem kamen die Themen neuer sozialer Bewegungen langsam ins Blickfeld. Mit dem Schub der HdA-Jahre im Rücken waren ich und meine Kollegen damals sehr Akquisitionstark.
- (3) In der dritten Dekade verlagerte sich der Gegenstandsbereich von der Mitbestimmung zunehmend auf gewerkschaftliche OE-Prozesse. Es ging vermehrt darum, neben Forschung auch Beratungsaktivitäten weiter zu entwickeln und zugleich zu professionalisieren. Systemische Beratung im Verhältnis zu Aktionsforschung wurde wichtig, die Ergebnisse der theoretischen Anstrengungen der 1980er schienen noch eine Weile tragfähig und wurden zunächst noch kaum überprüft. Aber die „neoliberale Konterrevolution“ (Milton Friedmann) schritt schon kräftig voran – nach der Implosion des Realsozialismus immer ungebrochener. Die Konjunktur für meine Forschungsgegenstände Gewerkschaften, Mitbe-

stimmung, Beteiligung schwand. Eine persönliche Akquisitionskrise war die Folge. Theoretische Reorientierung war unter anderem auch deshalb von neuem gefordert.

- (4) In der vierten Dekade rückten die „Metamorphosen der Arbeit und der sozialen Frage“ zunehmend in den Vordergrund meines Interesses. Mit der nun zunehmend sichtbar werdenden Krise der „neoliberalen Konterrevolution“ wurde es wichtig, ausgehend von den theoretischen Erträgen der 1980er wieder auf die ungelösten Fragen der 1970er zurückzukommen. Im „Epochenbruch“ und bei wachsender Skepsis gegenüber Angeboten, die der herrschende Diskurs offerierte, wurde theoretisch begründete Reorientierung immer wichtiger. Es ging immer noch um arbeitspolitische Gestaltung, aber auch um neu aufbrechende Konflikte angesichts des neoliberalen Rollbacks. Man konnte auch wieder neu über Klassen und Klassenkämpfe nachdenken. „Reflexive Moderne“, „Wissensgesellschaft“, „Mode 2 Gesellschaft“, das sind für mich in dieser Zeit Begriffe, die vor allem für schnellebige Moden stehen und die – mutatis mutandis – belegen, dass meine Wissenschaft sich immer wieder schnell zu veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen etwas einfallen lässt. Ich habe demgegenüber an Bemühungen um Reorientierung bei Wahrung von Kontinuitäten nach Kräften mitgearbeitet. Zugleich habe ich immerhin einige Anschlüsse an entsprechende empirische Forschungen geschafft und meine persönliche Akquisitionskrise halbwegs überwunden.

Soweit also die Entwicklungen und die Unterscheidungen, die eine solche Phasenbildung ermöglichen. Es ist kaum zu übersehen, dass es darin aber auch Kontinuitäten gibt, die sehr wichtig sind. Ich selbst würde da nennen:

- (1) *Die stetige Bemühung um Praxisorientierung.* Die sfs war deshalb ein guter Ort wissenschaftlicher Arbeit für mich, weil hier immer die außerwissenschaftliche Praxis letzter und entscheidender Bezugspunkt aller wissenschaftlichen Anstrengungen war und bislang geblieben ist.
- (2) *Die stetige Bemühung um fortschreitende wissenschaftliche Fundierung dieser Arbeit* erfolgte zwar nicht immer mit gleicher Intensität - in den Phasen 2 und 4 war sie vermutlich besonders ausgeprägt – aber sie war doch immer wichtig. Das kann ich für mich jedenfalls anhand meiner Veröffentlichungen belegen. Dezidiert ging es in meinen Arbeitszusammenhängen an der sfs nie um einen „mode 2“ der „Wissensarbeit“, und die Infragestellung des erkenntnistheoretischen Kerns wissenschaftlicher Wissensproduktion habe ich nie nachvollziehen können.
- (3) *Es war immer Arbeit in primären Forschergruppen,* die allein die Kontinuität und intensität meiner wissenschaftlichen Arbeit ermöglicht hat, auch für Leute wie mich, die dabei zugleich immer einen gewissen einzelgängerischen Zug an sich gepflegt haben. Die Grundorientierung der

1972 als Landesinstitut wieder gegründeten sfs, dieses Institut von unten nach oben zu denken, war für das Entstehen und Stabilisieren solcher primären Forschergruppen immer sehr förderlich.

- (4) *Es war immer ein sehr schwieriger Kampf um Anerkennung im engeren Wissenschaftssystem*, der diese Arbeit begleitet hat. Manche Kollegen, mit denen ich zeitweilig eng zusammengearbeitet habe, sind nicht zuletzt an dem wissenschaftlichen „Jahrmarkt der Eitelkeiten“ gescheitert, mit dem man es da als „Grenzgänger“ zu tun hatte.
- (5) *Es war immer Arbeit aus einer wissenschaftlichen und politischen Minderheitenposition heraus*, in der ich gearbeitet habe. Sehr treffend hat das m.E. C. Wright Mills in den 1950er Jahren für eine kritische, in der einen oder anderen Weise auf sozialistisch Gesellschaftsentwürfe hin orientierte, empirische Sozialforschung in den USA beschrieben. Ich habe ihn deshalb 2007 am Schluss meines 35 Jahre im Blick nach vorne bilanzierenden Buches „Industriesoziologie im Aufbruch?“ zustimmend zitiert.
- (6) Man konnte diese Arbeit aus einer solchen Minderheitenposition und als Grenzgänger nur dann bewältigen, wenn man *bereit und entschlossen war, mehr und möglichst besser zu arbeiten*, als diejenigen, die gerade in der Profession den Ton angaben. Da das dazu notwendige Selbstbewußtsein gegenüber den „Großkopften“ durch öffentliche Resonanz äußerst selten aufgebaut werden konnte, stellte es sich erst nach und nach ein.
- (7) Man war aber vor allem *auf Bündnispartner im außerwissenschaftlichen Bereich angewiesen*. Solche „strategischen Wissensallianzen“ waren in den 1970er und 1980er Jahren im Verhältnis zu einer (noch) starken gewerkschaftlichen und sozialdemokratischen Reformpolitik möglich, auch wenn man sich in ihr immer in „linken“ Minderheitenpositionen wiederfand.
- (8) Theoretisch kann man die Voraussetzungen für eine entsprechende Bündnisfähigkeit – was die Wissenschaft anbelangt – im Anschluss an Oevermann als *doppelte Professionalität* beschreiben, als professionelle Befähigung auch dazu, „*Arbeitsbündnisse*“ außerhalb der Wissenschaft und in der alltäglichen Lebenspraxis einzugehen.
- (9) Praktisch bewegte man sich bei entsprechenden Bemühungen angesichts *erodierender alter Praxisbezüge*, also etwa beim *Aufbau neuer Netzwerke und Wissensallianzen*, in denen es im Dialog von Wissenschaft und Praxis um die Gewinnung neuer und tragfähiger Orientierungen gehen sollte, im letzten Jahrzehnt auf einem schwierigen Terrain. Für mich als jemanden, der sich, bei ganz genauer Selbstbeobachtung, eigentlich immer eher kontemplativ denn handelnd verstanden hat, war dieses Feld ohnehin generell nicht einfach. Umso mehr

verbuche ich das FNPA als einen Erfolg, zu dem auch ich ein wenig beigetragen habe.

- (10) Gegenüber dem engeren wissenschaftlichen Diskurs schließlich, der sich geschmeidig an die veränderte Lage in den Zeiten eines „neoliberalen Einheitsdenkens“ angepaßt hatte und zu dem ich mich immer distanziert und grenzgängerisch verhalten habe, wurde es zugleich immer schwieriger „Kurs zu halten“. Die eigenen primären Forschergruppen wurden hier umso wichtiger.

Angesichts der Folgen der „neoliberalen Konterrevolution“ sind die potentiellen Bündnispartner einer kritischen an wirklichen Reformen – solchen, die diesen Namen noch verdienen - orientierten Arbeitsforschung heute schwach. Die Forschungsförderungsprogramme, aus denen wir unsere Ressourcen ziehen können und auf die wir heute reagieren müssen, ziehen zunehmend engere „Leitplanken“ für das, was am Ende dieser Forschung zur Unterstützung ihrer Auftraggeber aus der Politik herauskommen soll. Man könnte auch sagen, dass dieser Typus von Forschungsförderung immer weniger wirkliche, ergebnisoffene Forschung will und immer mehr ein Instrument der Legitimationsbeschaffung einer Politik geworden ist, die auf wachsende Herausforderungen nur kurzatmig reagiert und deshalb zunehmend Legitimationsbedarf erzeugt. Angesichts der in der ersten Dekade meiner wissenschaftlichen Arbeit gewonnenen Erkenntnis, dass wissenschaftliche Refundierung dessen, was man da tut, eine ständige große Herausforderung ist, sind diese veränderten Bedingungen empirischer Arbeitsforschung schon schlimm genug. Angesichts des heutigen Mainstreams gesellschaftlicher „Machenschaften mit der Wahrheit“ – um eine treffende Formulierung Michel Foucaults an dieser Stelle zu benutzen – zu denen u.a. die bodenlos dumme These gehört, „jede Arbeit sei besser als keine“, erlebt man solche Entwicklungen allerdings als zunehmend frustrierend.

Das Ende des eigenen Zwangs zur Erwerbsarbeit und die neue Chance zu jener „Unbedingtheit des Denkens als Quelle menschlicher Freiheit“, von der Hannah Arendt gelegentlich gesprochen hat, erlebt man da auch als befreiend. Vor dem Hintergrund einer solchen allgemeinen Lageeinschätzung ziehe ich persönlich daher vor allem vier Schlussfolgerungen, die mir am Ende meiner atypischen und wahrscheinlich zweifelhaften Wissenschaftlerkarriere, aber doch aus meiner Sicht konsequenten Berufsbiographie, wichtig sind.

- (1) Es kann, glaube ich, niemanden überraschen, dass ich nicht wirklich unglücklich bin, nun den veränderten Zwängen zu entgehen, denen empirische Arbeitsforschung, wie ich sie verstehe und zu betreiben mich bemüht habe, heute unterworfen ist - angesichts der Veränderungen der Forschungsförderungslandschaft um uns herum, angesichts der Veränderungen in unseren engeren professionellen Bezügen, in denen ich z.B. einen zunehmend konservativen Zug in den vorherrschenden industriesoziologischen Debatten konstatiere, aber auch angesichts der Veränderungen, mit denen die sfs heute selbst zu recht kommen muss. Ich denke, es ist immer schwieriger geworden, sich die

Spielräume zu sichern, die eine wirklich kritische Arbeitsforschung im Hinblick auf die Herausforderungen und Konflikte benötigt, die nach meiner festen Überzeugung kommen werden. Aber ich würde D. Sauer zustimmen, dass das immer noch möglich ist. Insofern wünsche ich – bei allerdings einiger Skepsis - dem Institut dass es es schafft, solche Spielräume zu sichern und sie zu nutzen. Ich selbst möchte mich auch nach meiner Verrentung in weiterer Kooperation mit den KollegInnen meines alten FB aktiv dazu verhalten.

- (2) Ich werde also weiter an den mir wichtigen wissenschaftlichen Themen arbeiten und ich werde dabei bemüht bleiben, den Kontakt zu meiner jetzigen „primären Forschergruppe“ aufrecht zu erhalten. Insofern werde ich also nicht einfach aus diesem Institut verschwinden. Vor allem aber möchte ich meine Aktivitäten im Rahmen bestimmter Netzwerke wie v.a. dem „Forum Neue Politik der Arbeit“ aufrechterhalten. Wenn man das eigene Leben so wie ich an ein bestimmtes wissenschaftliches Arbeitsprogramm gebunden hat, ist die Verrentung vielleicht mit bestimmten Annehmlichkeiten und etwas größerer Freiheiten verbunden, ganz sicher aber kein Grund, einen sehr wichtigen Teil des eigenen Lebensentwurfes einfach für beendet zu erklären.
- (3) Ich denke mit Willy Pöhler und Gerd Peter, denen ich an diesem Institut viel zu verdanken habe, durchaus, dass „Welt Arbeit ist“, aber ich habe dabei selbstredend einen weiten Arbeitsbegriff. Neben dem, was ich hier wissenschaftlich getan habe, ist für mich seit dem Ausgang der dritten der oben genannten vier Phasen meiner Arbeit an der sfs etwas zunehmend wichtig geworden, was ich nach meinem Studium zunächst sehr beiseite schob, nämlich Literatur und Poesie – und zwar auch selbst schreibend. Ich gehe davon aus, dass ich mir dafür zukünftig etwas mehr Zeit nehmen werde als bisher.
- (4) Ich habe in den sechs Jahren meiner Altersteilzeit die Erfahrung gemacht, dass ich nur in Ansätzen meine zeitlichen Ansprüche aus dieser Altersteilzeit habe realisieren können. Mich hat das nicht sonderlich gestört - wie eben gesagt, „Welt ist Arbeit“ – aber meine Familie habe ich so ziemlich sicher schon enttäuscht. Insofern habe ich allen Anlass, auch in diesem Punkt über die Gewichtung meiner Aktivitäten noch einmal sorgfältig nachzudenken. Jedenfalls wird man mich in den ersten beiden Monaten nach meiner Verrentung und auch über den dann folgenden Sommer für jeweils etwas längere Phasen kaum hier am Institut sehen.

Alles in allem: Die Verrentung ist ein Einschnitt aber kein Abschied. Ich erlebe diesen Einschnitt als Chance, mit neuen Freiheiten und einigen veränderten Akzentsetzungen weiter zu machen. Ich betrachte die jüngere Entwicklung der für mich wichtigen Forschungslandschaft und auch der Entwicklung dieses Instituts sehr kritisch, aber nicht verbittert, denn ich habe eine ganz gute Vorstellung davon, wie schwierig es geworden ist, unter den Veränderten Bedingungen einer „Wissenschaftsfreiheit“, die v.a. unternehmerische Freiheit sein soll – und so, um noch einmal Hannah Arendt sinngemäß zu zitieren die Unwahrheit verbreitet, dass diese unternehmerische Freiheit bereits den Begriff der Freiheit ausfüllen könne, den uns die Kritik der politischen

Philosophie an die Hand gibt - Kurs zu halten. Das wahrste Wort, das 2006 bei der Emeritierung von Hartmut Neuendorff gesprochen worden ist, stammte von ihm selbst, als er sinngemäß sagte, an der Universität, so wie sie heute verfaßt sei, sei kritische Grundlagenforschung auf unseren Arbeitsgebieten fast nicht mehr möglich. Insofern sehe ich meine neu gewonnenen Freiheiten als gute Chance, frei von den neuen Zwängen, die uns an der Universität und in ihrem Wissenschaftsbetrieb als hinderlich entgegengetreten, noch ein wenig an solcher kritischer, zugleich anwendungs- und grundlagenorientierter Forschung weiter zu arbeiten.